

Tris Khaylen

📀📀📀

Escape

TRIS KHAYLEN

Escape

Eine Backrooms Story



Psycho Romance

© 2025 Tris Khaylen
Website: www.TrisKhaylen.de
Lektorat von: Simon van de Loo
Coverdesign von: Franziska Wolf und Simon van de Loo

Druck und Distribution im Auftrag der Autorin:
tredition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg,
Deutschland

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Für die Inhalte ist die Autorin verantwortlich. Jede Verwertung ist
ohne ihre Zustimmung unzulässig.

Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag der Autorin, zu
erreichen unter:
Franziska Wolf, Bahnhofstraße 5, 56237 Alsbach, Germany.

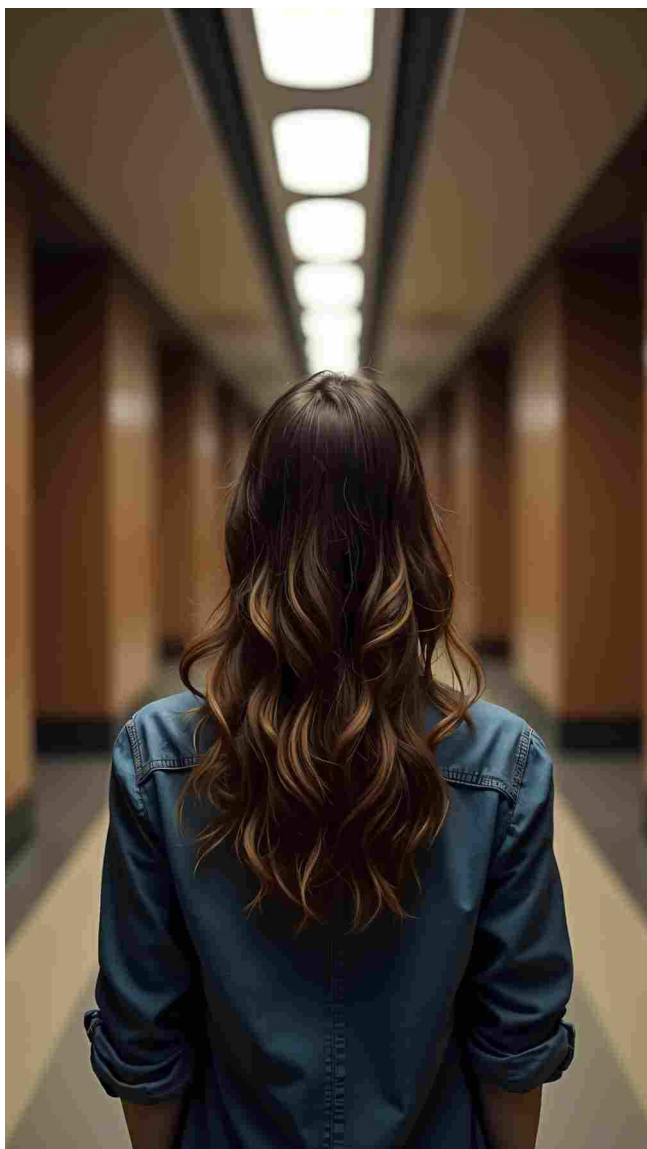
Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
sexngears.books@gmail.com

ISBN: 978-3-384-49386-6



Scan me!





Kapitel 1

Willkommen in der Realität

Kalter Herbstregen prasselte gegen die Fensterscheibe des spärlich beleuchteten Büroraums, das außer mir bereits alle anderen Mitarbeiter verlassen hatten, um ihr wohlverdientes Wochenende zu genießen. Ich dagegen blieb wie so oft länger, denn als Leiterin unseres aktuellen Projektes lag es an mir, alle Unterlagen für das Meeting am kommenden Montag zusammenzustellen, um der Chefetage unsere Fortschritte zu präsentieren, mit der sie hoffentlich zufrieden sein würde.

Hoffentlich ...

Mein Herz begann zu rasen bei dem Gedanken daran, wie das letzte Gespräch mit meinen Vorgesetzten gelaufen war und was ich mir hatte anhören müssen. Harsche

Worte ohne Wertschätzung. Nur Kälte. Abweisung. Ich hatte mich herabgewürdigt gefühlt, vor allem nach all den Wochen harter Arbeit. Unzählige, unbezahlte Überstunden, schlaflose Nächte und ständige Erschöpfung.

Eine Mischung aus Wut und Frustration kochte in mir hoch und zwang mich, tief durchzuatmen.

Du bist auf diesen Job angewiesen, Sally!

Das war mir bewusst. Ich wiederholte diese Worte immer wieder und wieder in meinen Gedanken, um mich irgendwie bei der Stange zu halten. Immer wieder machte ich mir klar, dass ich es mir keinesfalls erlauben konnte, diesen Job einfach aufzugeben, ganz gleich, dass es für meine mentale Gesundheit ohne Zweifel besser wäre.

Wenngleich ich schon lange auf der Suche nach einem neuen Arbeitgeber war, gestaltete sich die Suche schwieriger als gedacht. Ich war sogar bereit, einen signifikanten Teil meines Gehalts einzubüßen, doch das, was mir andere Firmen boten, war dennoch deutlich zu wenig, um all den Verpflichtungen nachzukommen, die vor allem mein Exmann mir hinterlassen hatte, bevor er sich mit seiner neuen Flamme abgesetzt hatte.

Meinen Kopf auf eine Hand gestützt, starrte ich auf den Bildschirm, der mir stupide Diagramme und Statistiken zeigte. Dafür hatte ich vor zwei Jahren meinen Job bei einem bekannten Videospielentwickler aufgegeben. Einem kreativen Job mit tollen Vorgesetzten und noch besseren Kollegen, die füreinander einstanden und mit denen die Zusammenarbeit Freude brachte. Für ein paar

mehr Scheine in meiner Tasche. Ich hätte heute stattdessen an einem spannenden Videospielprojekt arbeiten können, meine Ideen und Vorstellungen einbringen und mich kreativ entfalten können. Aber nein. Ich saß hier, in einem schnöden Großraumbüro mit kahlen Wänden und halb verwelkten Zimmerpflanzen, um die sich niemand kümmerte, jeden Tag die Angst vor dem nächsten großen Donnerwetter meiner cholerischen Bosse im Bauch.

Willkommen in der Realität, Sally. Das ist das Leben.

Tatsache. Daran gab nichts zu rütteln. Und zweifelsohne war ich nicht die einzige Person in dieser oder einer ähnlichen Situation. Traurig, dass all diese Dinge, das tägliche, stille Leiden, nichts weiter als die bittere Realität war, von der es scheinbar kein Entkommen gab.

Menschen tun Dinge, die ihnen keinen Spaß machen, nicht, weil es sie wollen, sondern, weil sie es müssen. Nicht nur, weil sie keine andere Wahl hätten, sondern auch, weil die Gesellschaft es von ihnen verlangt.

Normalität. Die Gesellschaft sah Normalität in etwas, das Menschen kaputt machen konnte. Druck von oben, schlechte Behandlung durch andere und Unterbezahlung trotz ständiger Überstunden. Es war vollkommen normal, sich kaputt zu machen, um irgendwie zu überleben.

Fair? Nein. Aber die Realität. Das Leben war eben nicht fair.

Gedankenverloren glitten meine Fingerkuppen über die kühle, angeraute Oberfläche des hellen Schreibtisches und zogen dort kleine Kreise.

Wie spät war es mittlerweile? Und wie lange saß ich bereits hier, meine Gedanken plötzlich ohne Ziel, seltsam leer, ohne, dass ich auch nur das kleinste Stückchen mit meiner Arbeit weitergekommen war?

Es fiel mir ungewöhnlich schwer, meinen Blick auf die kleine Uhr am rechten, unteren Rand meines Desktops zu fokussieren.

21:35 PM

Verdammt, es war spät. War ich wirklich so lange geistig vollkommen abwesend gewesen?

Ein kurzer Blick auf mein Smartphone. Keine Nachrichten. Natürlich nicht. Es gab niemanden, der Zuhause auf mich wartete und niemand, der sich um mich sorgte, wenn ich länger nichts von mir hören ließ. Selbst für meine Freunde war es normal, sich nur selten bei mir zu melden. Das täten sie nur, würde ich eins unserer sorgfältig im Voraus geplanten Treffen verschwitzen oder mich signifikant verspäten, da sie genau wussten, dass das nicht meine Art war. Schließlich waren wir alle berufstätig, hatten alle unsere Leben, mit Sorgen und Problemen, die unsere Zeit fraßen und mentale Ressourcen beanspruchten. Oft blieb einfach nicht viel

Zeit für andere Dinge. Man gewöhnte sich daran. Eine traurige Erkenntnis.

Kurz schweifte mich Blick durch den verlassenem Raum, während ich mir eine Strähne meines langen, braunen Haares aus den Augen strich.

Grace, eine meiner älteren Kolleginnen und eine oft furchtbar kratzbürstige Person, hatte ihre quietschgelbe Tasse an ihrem ansonsten pieksauberen Platz stehen lassen. Oder ‚trostlos‘, wie ich es empfand.

Grace war eine Person, die in mir ein ganz ähnliches Gefühl wie meine Vorgesetzten auszulösen wusste. Es mochte gemein klingen, doch es war eine Erleichterung, wann immer sie sich krank meldete. Leider kam das nicht annähernd so häufig vor, wie ich es mir gewünscht hätte. Es nütze mir nichts, in der Hierarchie über ihr zu stehen. Sie war eine jener Mitarbeiterinnen mit der längsten Betriebszugehörigkeit und noch dazu eine entfernte Verwandte einer meiner Bosse. Ein Umstand, den sie ohne Rücksicht auf Verluste ausnutzte, wann immer sie die Gelegenheit dazu hatte, um sich Vorteile zu verschaffen und besser darzustellen als alle anderen um sie herum.

Am Platz von Timothy, einem anderen Kollegen, war der PC noch eingeschaltet. Ich konnte das Licht seines Monitors am anderen Ende des Raums sehen.

Rasch schaltete ich meinen PC aus, packte meine Sachen zusammen und machte mich bereit zum Gehen. Nicht nur, dass ich mir im Klaren darüber war, heute

nichts mehr bewegen zu können, ganz gleich was das für mein Meeting am Montag bedeutete. Auch fühlte ich mich unwohler, je länger ich hier blieb.

Das Rauschen und Prasseln des Regens wurde in meinem Kopf zu einem unerträglichen Dröhnen. Der Raum wirkte auf mich kalt und trostlos, geradezu unheimlich im fahlen Licht, und das, obwohl ich es sonst bevorzugte, das Deckenlicht ausgeschaltet zu lassen, während ich spät am Abend arbeitete.

Ich fröstelte.

Erschöpfung. Ja, das war es. Ich war erschöpft, kaputt, einfach ausgelaugt. Die Müdigkeit kroch durch meine Glieder. Doch nicht nur körperliche Müdigkeit. Es war eine Art mentaler Erschöpfung, bei der Schlaf kaum Abhilfe schaffen konnte.

Als ich mich auf den Weg durch das Großraumbüro machte, all die verlassenen Arbeitsplätze links und rechts neben mir, war ich mit meinen Gedanken bereits erneut so weit weg, dass ich vergaß, Timothys PC herunterzufahren, obwohl ich es mir gerade vor wenigen Sekunden noch vorgenommen hatte.

Egal. Es spielte keine Rolle. Ich würde nach Hause gehen, mir ein heißes Bad einlassen und morgen lange ausschlafen, um dann zu entscheiden, was weiter zu tun war.

Ich zog die Tür des Haupteingangs zu. Das Büro meiner Firma lag im zweiten Stock eines größeren Gebäudes

mitten in der Innenstadt Londons, das noch zwei weitere Firmen und deren Büros beherbergte.

Meine Schritte hallten im leeren Treppenhaus. Hohe Fenster gaben den Blick in die verlassene Straße preis, deren Lichter durch die Regentropfen an der Scheibe verschwommen und verzerrt wirkten. Ein Donnergrollen in der Ferne, gefolgt von einem hellen Blitz, der den Nachthimmel für den Bruchteil eines Momentes hell erleuchtete und mich noch in der Bewegung einfrieren ließ. Ich hatte keine Angst vor Gewitter, nie gehabt, doch das bedrückende Gefühl, das mich bereits den ganzen Abend begleitete, zusammen mit der Erschöpfung, die mir mit jedem Schritt überdeutlich bewusst wurde, ließen mich empfindlicher auf Einflüsse reagieren, die mir sonst deutlich weniger ausmachten.

Ich hastete die Stufen hinunter und kramte in meiner Tasche nach meinem Regenschirm.

„Verdammt, wo ist das blöde Teil? Das darf doch nicht -!“

Ich stieß einen hellen Schrei aus, als ich, abgelenkt von der Suche nach meinem Regenschirm, auf der Treppe das Gleichgewicht verlor und mich auf einen harten Aufschlag gefasst machte ...

Kapitel 2

Level 0

Jeder Muskel angespannt und die Augen zusammengekniffen, als könnte ich dem Schrecken und dem Aufschlag auf diese Weise entkommen, spürte ich den harten Boden unter mir, als ich nicht auf meinen Knien und Händen landete, sondern mit meiner kompletten Seite aufschlug. Ich stieß ein kurzes Keuchen aus, als ein dumpfer Schmerz durch meinen Körper fuhr.

Es dauerte einen Moment, bis ich mich von dem geradezu erschreckend intensiven Gefühl des Fallens erholt hatte, das ein kurzes Ziehen in meinem Magen ausgelöst hatte. Ein Gefühl, deutlich tiefer gefallen zu sein als lediglich ein paar Stufen. Noch bevor ich die Augen kom-

plett öffnete, vernahm ich das penetrante Surren der Leuchtstoffröhren an der Ecke.

Moment!

Es gab keine Leuchtstoffröhren, weder in unserem Büro, noch im Treppenhaus. Dennoch war das Geräusch zu eindeutig, geradezu signifikant, um es etwas anderem zuordnen zu können.

Ich blinzelte mehrfach und setzte mich schwerfällig auf. Kurz schweifte mein Blick zu meiner Tasche neben mir, deren Inhalt sich durch den Sturz teilweise über den Boden verteilt hatte. Auch mein Regenschirm.

Vergilbte Tapete mit 60er Jahre Blumenmuster. Heller, teils fleckiger Teppich, der sich kühl und feucht unter mir anfühlte und zweifellos der Ursprung des modrigen Geruchs war, den ich deutlicher wahrnehmen konnte, je länger ich mich darauf konzentrierte. Und da waren sie. Leuchtstoffröhren an der Decke, die den Raum in ein unnatürliches Licht tauchten, das ich schon immer ganz furchtbar gefunden hatte.

Ein penetrantes Gefühl kroch meinen Nacken hinauf und ließ alle feinen Härchen dort steil zu Berge stehen. Ein feines Kribbeln, das meine Wirbelsäule Zentimeter für Zentimeter nach unten rollte, löste eine Gänsehaut aus, die sich bis über meine Arme zog.

Angst.

Ich hörte mein eigenes Herz schlagen, schluckte schwer und war bemüht, mich dazu zu zwingen, ruhig zu atmen.

Wo war ich hier? Was war das hier?

Das hier war nicht das Treppenhaus. Auch nicht das Bürogebäude. Ich befand mich an einem komplett anderen, mir fremden Ort, von dem ich sicher sagen konnte, ihn noch nie zuvor in meinem Leben gesehen zu haben.

Ein offener Durchgang etwa fünf Meter von mir zeigte mir den dahinter liegenden Raum, der jenem, in dem ich mich befand, zu gleichen schien. Dieselbe Tapete, derselbe Teppich, keinerlei Einrichtung.

Leere. Trostlosigkeit. Beklemmung. Worte, deren Bedeutung an diesem Ort greifbar wurde.

Mühsam rappelte ich mich auf und verstaute all die über den Boden verteilten Sachen in meiner Umhängetasche. Regenschirm, Smartphone, eine halb volle Wasserflasche und mein Notizbuch, das mich an das Meeting am Montag erinnere, das plötzlich keinerlei Bedeutung mehr für mich hatte. Rasch holte ich mein Smartphone noch einmal aus der Tasche und warf einen Blick auf den Lockscreen.

21:44 PM

... doch die Uhr stand still. Dort, wo eigentlich die Sekunden hätten fortschreiten sollen, herrschte Stillstand.

Gebannt starrte ich auf das Display des Gerätes, das im Alltag mein größter Helfer war und auf das ich mich sonst in allen Belangen verließ. Wenn analoge Uhren ste-

henblieben, war es nicht weiter verwunderlich. Doch eine digitale Uhr? Für das, was ich hier sah, gab es keine logische Erklärung.

Mit zitterigen Fingern entsperrte ich das Display, um die Funktion des Telefons weiter zu überprüfen. Alles schien absolut normal zu funktionieren, sah man einmal davon ab, dass an diesem Ort keinerlei Empfang vorhanden war. Alles schien normal. Alles, bis auf die Uhr.

Was um alles in der Welt ging hier vor sich?

Das Smartphone zurück zu all den anderen Sachen fallen lassend, hing ich mir meine Tasche um und warf einen Blick auf den Fitnesstracker an meinem linken Handgelenk, nur um festzustellen, dass auch dort die Uhrzeit auf unerklärliche Weise um 21:44 stehengeblieben war. Und auch der Schrittzähler schien nicht zu erkennen, dass ich mich nun vorsichtig aber stetig weiter durch den fensterlosen Raum bewegte.

Was war überhaupt auf der anderen Seite der Außenwände? Ich konnte es überhaupt nicht einschätzen.

Vielleicht war ich bei meinem Sturz auf der Treppe so heftig mit meinem Kopf aufgeschlagen, dass ich das Bewusstsein verloren hatte. Möglicherweise war das alles hier doch nichts weiter als ein Traum, wenngleich er mir viel zu real vorkam. Viel realer als alles, was ich kannte. Doch was, wenn ich in genau diesem Moment im Krankenhaus lag? Vielleicht im Koma? Irgendetwas musste passiert sein.

Langsam schritt ich durch den kahlen Raum und betrachtete das sich wiederholende Muster der alten Tapete, das im künstlichen Licht einen noch bedrückenderen Eindruck auf mich machte. Auch hinter dem offenen Durchgang in den nächsten Raum setzte es sich nahtlos fort.

Die Etage war groß. Endlose Räume reihten sich aneinander, optisch alle identisch. Teils stieß ich auch auf verwinkelte Flure, denen sich jedoch nur weitere Räume anschlossen.

Ein Labyrinth. Es war ein verdammtes Labyrinth, ohne erkennbares Muster!

Sanft berührten meine Finger die kühle Wand, betasteten die raue Oberfläche der Tapete, nur um festzustellen, dass sich alles vollkommen normal anfühlte und keinen Aufschluss darüber gab, dass irgendetwas sonderbar war. Anders als in der Realität. Irgendwas, irgendeine Kleinigkeit, ein Gefühl oder etwas, ganz egal was, das die Theorie, dass ich träumte, bestätigte. Ich suchte vergebens, ebenso wie nach einem Hinweis, wie diese schier endlosen Räumlichkeiten aufgeteilt waren.

Kurz kniff ich mich selbst in den Arm, um zu überprüfen, ob ich Schmerz spürte. Das tat ich, ebenso wie in dem Moment des Aufpralls.

Das Herz schlug mir bis zum Hals. Ich glaubte nicht an sowas wie Paralleluniversen, Wurmlöcher, Verschwörungstheorien jeglicher Art über unsere Realität, oder sonst irgendetwas, das dem gleichkam. Das war Irrsinn,

absoluter Irrsinn, zurecht gesponnen von Personen, die mit der Realität ihres Lebens nicht zurecht kamen! Hierfür musste es irgendeine Erklärung geben, auch wenn ich genau die bisher nicht verstand. Doch wenn es eine solche, logische Erklärung gab, dann musste es auch einen Ausgang geben. Einen Weg, diesen Ort wieder zu verlassen. Ja, eindeutig!

Langsam schritt ich weiter und hatte den Entschluss gefasst, mich immer an der Wand entlang zu bewegen. Immer an derselben Wand entlang, ganz gleich wohin mich der Weg auf diese Weise auch führen mochte, in der Hoffnung, auf diese Art irgendwann die Außenwand zu erreichen. Und wenn das der Fall war und ich der Wand weiter folgte, würde ich irgendwann ganz selbstverständlich auf eine Tür oder einen Durchgang stoßen, der der Ausgang war, richtig?

Das Surren der Deckenleuchten machte mich nervös. Irgendetwas daran sorgte für Unbehagen, das sich bis in meinen Magen ausbreitete und ihn unwillkürlich krampfen ließ. Das Geräusch war ein ständiger Begleiter, setzte sich in meinem Kopf fest. Während ich unaufhaltsam weiter ging und mich das penetrante Gefühl beschlich, auf keinen Fall anhalten zu dürfen, stellte ich fest, dass ich bisher nicht einen einzigen Lichtschalter gesehen hatte, mit dem ich die Leuchtstoffröhren an der Decke hätte aus- und einschalten könnten. Nicht, dass es eine Option gewesen wäre, sie auszuschalten, denn ebenso

hatte ich bisher nicht einen Raum oder Gang mit Fenstern passiert. Und selbst wenn: War es nicht Abend?

Mit Gewalt zwang ich mich zur Ruhe und war bemüht, meine viel zu schnell kreisenden Gedanken auf andere Dinge zu lenken und an irgendwas zu denken, das mich von dem stärker werdenden Gefühl in meinem Nacken ablenkte. Ein seltsames Prickeln. Ich kannte dieses Gefühl. Es war unangenehm. Beängstigend. Ein Zustand, der Wirbel für Wirbel meinen Rücken hinunterkroch und mich nicht wieder losließ.

Das Gefühl, nicht allein zu sein. Beobachtet zu werden.

Immer stärker wurde der Drang, mich umzusehen. Einen Blick über die Schulter zurück zu werfen, doch ich zwang mich, genau das nicht zu tun, aus Angst vor dem, was ich sehen könnte, täte ich es. Angst vor etwas, das möglicherweise gar nicht da war, nur ein Hirngespinnst war, das mich foltern wollte in einer Situation, die mir ohnehin bereits merklich zusetzte. Mein Hirn spielte mir Streiche und mein Körper reagierte. Ein eisiger Schauer lief über meinen Rücken und ließ mich frösteln.

Ich lief schneller, passierte einen weiteren Durchgang in einen neuen, identischen Raum und eilte an der Wand entlang. Das Gefühl in meinem Nacken trieb mich dazu. Das Surren der Leuchtstoffröhren dröhnte in meinen Ohren, schien lauter zu werden, als wollte es mich und meine mentale Kraft auf die Probe stellen.